

I Überblickskommentar

1 Entstehungs- und Textgeschichte

Die *Götzen-Dämmerung* (GD) verdankt ihre Entstehung zunächst diversen Vorarbeiten und Plänen, denen N. 1887/88 den Werktitel „Der Wille zur Macht“ gegeben hat (zum biographischen Rahmen vgl. NK ÜK AC). Es lässt sich im Nachlass deutlich nachvollziehen, wie einzelne Themen, die sich später als Kapitel von GD herauskristallisierten, in Plänen und Entwürfen zum nie realisierten „Willen zur Macht“ ursprünglich in anderen Kontexten standen. Die Notizen belegen eine fortlaufende Revision, Neuverwertung und -verortung einzelner Textteile. „Die *Götzen-Dämmerung* stellt eine Art Zwillingswerk des *Antichrist* dar, vor allem auch vom Gesichtspunkt der Entstehungsgeschichte.“ (Montinari 1984, 72) GD erwuchs aus denselben, im Nachlass überlieferten Vorarbeiten, und zwar zunächst aus einem Manuskript, das auch die Texte enthielt, die später die 24 ersten Abschnitte des *Antichrist* sein sollten.

Anfang September 1888 beschloss N., einerseits den „Müssiggang eines Psychologen“ in Druck zu geben, andererseits ein neues Hauptwerk unter dem Titel „Die Umwerthung aller Werthe“ vorzubereiten. An seinen Verleger Constantin Georg Naumann schrieb er am 7. September 1888: „Soeben geht das allersauberste Ms. an Sie ab, das ich je Ihnen gesandt habe. Es handelt sich um eine Schrift, welche in Hinsicht auf Ausstattung vollkommen der Zwilling zu dem ‚Fall Wagner‘ bilden soll. Ihr Titel ist: Müssiggang eines Psychologen. Ich habe es nöthig, sie jetzt noch herauszugeben, weil wir Ende nächsten Jahres wahrscheinlich daran gehen müssen, mein Hauptwerk die Umwerthung aller Werthe zu drucken. Da dasselbe einen sehr strengen und ernsten Charakter hat, so kann ich ihm nichts Heiteres und Anmuthiges hinten nach schicken. Andererseits muß ein Zeitraum zwischen meiner letzten Publikation und jenem ernsten Werke liegen.“ (KSB 8, Nr. 1103, S. 411 f., Z. 4–15) Die Kapitel „Das Problem des Sokrates“, „Die ‚Vernunft‘ in der Philosophie“, „Wie die ‚wahre Welt‘ endlich zur Fabel wurde“, „Moral als Widernatur“, „Die vier grossen Irrthümer“ und „Die Verbesserer der Menschheit“ – allesamt kleine Abhandlungen – haben ihren Ursprung jeweils in Materialien, die N. in der ersten Jahreshälfte 1888 für das geplante Werk „Der Wille zur Macht“ zusammengestellt hatte. Diese Texte aus dem Nachlass waren mit dem Aufgeben aller Werkpläne für einen „Willen zur Macht“ frei geworden und konnten so in GD verwertet werden. „Die *Götzen-Dämmerung* liefert [...] den Beweis dafür, daß Nietzsche auf das Vorhaben [sc. eines Werkes namens „Willen zur Macht“] verzichtet hatte, das ihn seit September 1885 beschäftigte.“

(Montinari 1984, 75) Bei Elisabeth Förster-Nietzsche, die das angebliche „theoretisch-philosophische Hauptwerk“, den in ihrem Auftrag zurechtgefälschten „Willen zur Macht“ zu einem Hauptprodukt ihrer N.-Unternehmung machte, liest sich das erwartungsgemäß anders: „Auch bei der ‚Götzendämmerung‘ hatte er [sc. N.] wiederum in das zu seinem theoretisch-philosophischen Hauptwerk vorbereitete Material hineingegriffen, um gewissermaßen einen Auszug aus seiner gesamten Philosophie zu geben – immer wieder von dem Irrthum ausgehend, daß ein solcher Auszug auf sein Hauptwerk vorbereiten könnte. Mir scheint damals diese kleine Schrift aber nur erschreckend und verwirrend gewirkt zu haben.“ (Förster-Nietzsche 1922, 489).

Nach EH GD 1, KSA 6, 354, 5 f. ist GD „das Werk von so wenig Tagen, dass ich Anstand nehme, ihre Zahl zu nennen“. Der eigentliche Entstehungszeitraum reicht von Ende Juni bis zum 3. September 1888 (vgl. Schaberg 2002, 224). Das Manuskript ging am 7. September an den Verleger Naumann; der Titel wurde Ende September von „Müssiggang eines Psychologen“ in „Götzen-Dämmerung“ geändert (vgl. NK 55, 1–3), das Kapitel „Was den Deutschen abgeht“ folgte am 18. September 1888 (vgl. Brief an Naumann, KSB 8, Nr. 1121, S. 442), die Abschnitte „Streifzüge eines Unzeitgemässen“ 32–44 in der ersten Oktoberhälfte 1888 (vgl. Brief an Naumann, 04.10. 1888, KSB 8, Nr. 1124, S. 446) und schließlich Ende Oktober noch das Kapitel „Was ich den Alten verdanke“. Während der Niederschrift von GD war N. im Juli und August 1888 auch noch mit der Fertigstellung des *Falls Wagner* beschäftigt, so dass er nach Erhalt der ersten Exemplare von GD stolz an Heinrich Köselitz schreiben konnte (25. 11. 1888, KSB 8, Nr. 1157, S. 489, Z. 26–28): „Man kann 10 Tage nicht nützlicher verwenden, denn mehr Zeit hat mich das Buch nicht gekostet.“ Der Druck war trotz der Nachträge und Änderungen am 13. November abgeschlossen, am 24. November 1888 erhielt N. vier Exemplare des fertigen Werkes und er ließ weitere Vorauseremplare an Freunde und Bekannte verschicken. Mit seinem Verleger hatte N. freilich ausgemacht, dass GD, deren Erstausgabe das Erscheinungsjahr 1889 nennt, zunächst nicht in den Verkauf gelangen sollte, so dass das Werk zum Zeitpunkt von N.s Zusammenbruch Anfang 1889 noch nicht im Buchhandel erhältlich war. Erst in Absprache mit Franz Overbeck, der den kranken N. aus Turin geholt hatte, wurden Vertrieb und Verkauf von GD aufgenommen: Das Werk war von Ende Januar 1889 an in den Buchhandlungen verfügbar. „Laut Naumann zeigte das Buch alle Anzeichen für gute Anfangsverkäufe.“ (Schaberg 2002, 227) Die von Heinrich Köselitz 1893 veranstaltete zweite Auflage von GD im Rahmen der ersten Werkausgabe, deren Bände auch einzeln bei Naumann erschienen, enthält einige Überschriften und Textveränderungen des Herausgebers, die in den späteren Ausgaben wieder getilgt worden sind (Eichberg 2009, 131 f., vgl. z. B. Nietzsche o. J. [1893], 58 u.

68, dort für GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 16 der Abschnitt-Titel „Deutsches Feingefühl“).

2 N.s werkspezifische Äußerungen

N.s prominenteste werkspezifische Äußerungen finden sich wie zu den meisten seiner Werke in den Retraktionen, die er in *Ecce homo* präsentierte. Immerhin wird man dem Kapitel EH GD 1–3, KSA 6, 354–356 mehr dokumentarische Treue zuschreiben als den Kapiteln über ältere Bücher wie *Die Geburt der Tragödie* oder die *Unzeitgemässen Betrachtungen*, da der Zeitpunkt der Abfassung unmittelbar vor *Ecce homo* lag und deshalb eine umfassende Uminterpretation, wie N. sie im Fall seiner Frühschriften vornahm, weniger wahrscheinlich ist. Es mag überraschen, dass N. in *Ecce homo* den Kommentar zu GD vor denjenigen zum früher entstandenen WA setzt und die Retraktation des erheblich kürzeren Wagner-Büchleins viel länger ausfällt (vgl. EH WA 1–4, KSA 6, 357–364). An der EH-Charakterisierung von GD fällt zunächst auf, dass der Erholungsaspekt, der in GD Vorwort betont wird (vgl. NK 58, 5–7), wenig Bedeutung hat, und der Eindruck entstehen könnte, GD sei bereits „Umwerthung“, von der in EH GD 3 dann sogleich die Rede ist: „es giebt“, heißt es zu GD, „nichts Substanzenreicheres, Unabhängigeres, Umwerfenderes, — Böseres. Will man sich kurz einen Begriff davon geben, wie vor mir Alles auf dem Kopfe stand, so mache man den Anfang mit dieser Schrift. Das, was Götze auf dem Titelblatt heisst, ist ganz einfach das, was bisher Wahrheit genannt wurde. Götzen-Dämmerung — auf deutsch: es geht zu Ende mit der alten Wahrheit...“ (EH GD 1, KSA 6, 354, 7–14) Auch die evangelische Selbstbezeichnung als „froher Botschafter“ für „vorzuschreibende Wege der Cultur“ (EH GD 2, KSA 6, 355, 12 f.) dokumentiert die Überlagerung der Werkprojekte „Umwerthung“ und GD. Das Spezifische an GD ist dem Rückblick in *Ecce homo* zufolge die Auseinandersetzung mit vorgeblichen Wahrheiten aller Art. Zugleich gibt N. mit seiner bildhaften Beschreibung einen Einblick in die Struktur der Schrift, die nicht hierarchisch nach einem Einheitsprinzip gegliedert ist, sondern einzelne Kapitel parataktisch aneinanderreihet (vgl. NK ÜK GD 4): „Ein grosser Wind bläst zwischen den Bäumen, und überall fallen Früchte nieder — Wahrheiten. Es ist die Verschwendung eines allzureichen Herbstes darin: man stolpert über Wahrheiten, man tritt selbst einige todt, — es sind ihrer zu viele...“ (EH GD 2, KSA 6, 354, 20–23) Hier erscheint die Lektüre von GD als ein Herbstspaziergang, so dass der nicht eigens ausgesprochene Erholungsaspekt dann doch noch zur Geltung käme. Eher erstaunt nach der Lektüre von GD der folgende Passus: „Was man aber in die Hände bekommt, das ist nichts Fragwürdi-

ges mehr, das sind Entscheidungen. Ich erst habe den Maassstab für ‚Wahrheiten‘ in der Hand, ich kann erst entscheiden.“ (EH GD 2, KSA 6, 355, 1–3) Bei aller in GD selbst gezeigten Schroffheit des Urteils, das keinen Widerspruch zu dulden scheint, käme der Leser dieses Textes in größte Bedrängnis, müsste er angeben, wofür sich N. tatsächlich entscheidet, da eine Vielzahl von Entscheidungen wieder revidiert, relativiert und kassiert wird. GD erzeugt auf den ersten Blick den Schein klarer Entscheidung und eindeutiger Positionsbezüge – einen Schein, von dem auch die Rezeptionsgeschichte von Anfang an bestimmt wurde (vgl. NK ÜK GD 6). Der zweite Blick dürfte viel vorbehaltvoller sein.

Die erste briefliche Bezugnahme auf GD findet sich im Brief vom 7. September 1888 an den Verleger Naumann: „Diese Schrift, deren Umfang nicht beträchtlich ist, kann vielleicht auch in dem Sinne wirken, die Ohren etwas für mich aufzumachen: so daß jenes Hauptwerk [sc. Umwerthung aller Werthe] nicht wieder solchem absurden Stillschweigen begegnet wie mein Zarathustra.“ (KSB 8, Nr. 1103, S. 412, Z. 18–21) In der Sache detaillierter wird N. im Brief an Carl Fuchs vom 9. September 1888, wo er überdies einen Bezug zur „Gemsen-Jagd“ seines Hauswirts in Sils-Maria herstellt: „Wer von uns Beiden war mehr auf der Gemsen-Jagd? [...] Der Titel ist liebenswürdig genug ‚Müssiggang eines Psychologen‘ – der Inhalt vom Allerschlimmsten und Radikalsten, obwohl unter viele finesses und Milderungen versteckt. Es ist eine vollkommene Gesamt-Einführung in meine Philosophie: – das Nächste, was dann kommt, ist die ‚Umwerthung aller Werthe‘“ (KSB 8, Nr. 1104, S. 414, Z. 15–25). Die Eigenart des Werkes wird an anderer Stelle ähnlich wiedergegeben: „eine sehr kühn und präcis hingeworfne Zusammenfassung meiner wesentlichsten philosophischen Heterodoxien: so daß die Schrift als einweihend und appetitmachend für meine Umwerthung der Werthe ([...]) dienen kann“ (an Köselitz, 12. 09. 1888, KSB 8, Nr. 1105, S. 417, Z. 33–38, vgl. an Paul Deussen, 14. 09. 1888, KSB 8, Nr. 1111, S. 426 und an Overbeck, 14. 09. 1888, KSB 8, Nr. 1115, S. 434). Oder N. bezeichnet GD als Werk, das seine „Philosophie in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als crux, zur Erscheinung bringt“ (an Reinhart von Seydlitz, 13. 09. 1888, KSB 8, Nr. 1110, S. 424, Z. 41–43). Den Druck will N. im Brief an Naumann vom 15. 09. 1888 freilich bis Ostern des kommenden Jahres verschoben wissen (KSB 8, Nr. 1118, S. 438), ist dann aber, als wider Erwarten die ersten Druckfahnen bei ihm eintreffen, gerne bereit, die Publikation gleich in Angriff zu nehmen (an Naumann, 18. 09. 1888, KSB 8, Nr. 1121, S. 441). Die Titeländerung, die Köselitz in seinem Brief vom 20. September 1888 angeregt hatte, führt schließlich im Brief vom 27. 09. 1888 an Köselitz zur Bekanntgabe des neuen, nun definitiven Titels (KSB 8, Nr. 1122, S. 443; die Briefe zitiert in NK 55, 1–3). Ausführlicher bespricht N. GD im Brief an Overbeck vom 18. Oktober 1888 und

deutet sie da als „hundertfache Kriegserklärung, mit einem fernen Donner im Gebirge; im Vordergrund viel „Lustiges““ (KSB 8, Nr. 1132, S. 453, Z. 23 f.). Und auch gegenüber Georg Brandes gibt N. sich am 20. 10. 1888 geistig gewaltbereit: „Diese Schrift ist meine Philosophie in nuce – radikal bis zum Verbrechen...“ (KSB 8, Nr. 1134, S. 457, Z. 35 f.). Die im Brief an Naumann vom 7. September 1888 noch vorherrschende Zurückhaltung in der Selbsteinschätzung ist verflogen (KSB 8, Nr. 1103, S. 411 f.). Der Anspruch auf Radikalismus – gewissermaßen als Verschärfung des politischen Radikalismus, der im 19. Jahrhundert europaweit antiklerikal, antinational und individuelemanzipatorisch auftrat – zieht sich durch viele von N.s Urteilen über sein neues Werk. An Meta von Salis vermeldet er jedenfalls am 14. November 1888 die Beendigung des Drucks und kokettiert mit der Erdbebenmetapher (KSB 8, Nr. 1144, S. 472). Am 25. November 1888 schreibt N. seinem Verleger, das ihm zugeschickte Buch gefalle ihm sehr, moniert Druckfehler und bespricht die Liste der Empfänger von Freiemplaren (KSB 8, Nr. 1156, S. 486 f.). Von Köselitz fordert N. am selben Tag eine Rezension „für das Buchhändler-Börsenblatt“, nicht ohne dem gelehrigen Jünger den richtigen Wink zu geben, wie diese Rezension gestimmt sein sollte: „Ich bekenne, daß mir die Götzen-Dämmerung als vollkommen erscheint; es ist nicht möglich, entscheidendere Dinge deutlicher und delikater zu sagen...“ (KSB 8, Nr. 1157, S. 488 f., Z. 24–26) Um den 8. Dezember 1888 schreibt er an Meta von Salis: „ich sende Ihnen hiermit etwas Stupendes, aus dem Sie ungefähr errathen werden, daß der alte Gott abgeschafft ist, und daß ich selber alsbald die Welt regieren werde.“ (KSB 8, Nr. 1177, S. 510, Z. 3–5) In einem Briefentwurf an Hippolyte Taine wohl vom selben Tag und etwas bescheidener („vielleicht das radikalste Buch, das bisher geschrieben wurde“) wirbt N. um eine französische Übersetzung und betont, mit wie viel „Sympathie“ er darin die Franzosen behandle, während er „Deutschland den Krieg“ erkläre (KSB 8, Nr. 1179, S. 511). Die Übersetzungsidee verfolgt er dann weiter in einem Brief(entwurf) an Jean Bourdeau, den vermeintlichen Chefredakteur des *Journal des Débats*, und schlägt als Titel „*Marteau des Idoles*“ vor (etwa 17. 12. 1888, KSB 8, Nr. 1196, S. 535, Z. 81). Wie großartig es um den Zuspruch für GD in Frankreich, besonders bei Taine, bestellt sei, schildert N. in glühenden, wenn auch nicht ganz realitätsgetreuen Farben im Brief an August Strindberg vom 18. Dezember 1888 (KSB 8, Nr. 1199, S. 539 f.). Bei alledem geht GD noch nicht in den Verkauf: „Es hat nicht den geringsten Sinn, jetzt mit Publikationen zu eilen.“ (An Naumann, 27. 12. 1888, KSB 8, Nr. 1213, S. 552, Z. 16 f.) Um den Jahreswechsel ist auch von weiteren Übersetzungen, ins Italienische und ins Englische die Rede (an Naumann, 29. 12. 1888, KSB 8, Nr. 1220, S. 558; an Ruggero Bonghi, Ende Dezember 1888, KSB 8, Nr. 1230, S. 568). Offenbar nimmt die Publikationseile doch wieder überhand.

3 Quellen

Die thematische Vielfältigkeit und die formale Polyphonie von GD spiegelt sich in der Vielzahl der dafür benutzten Quellen. Wenn N. in EH Warum ich so klug bin 3, KSA 6, 284, 25 f. behauptet: „Ich muss ein Halbjahr zurückrechnen, dass ich mich mit einem Buch in der Hand ertappe“, so kann dies doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass N. in seinen letzten Schaffensjahren noch ungemein intensive, wenn auch immer selektive, auf seine eigenen Verwertungsabsichten ausgerichtete Lektüren treibt (vgl. Brobjer 1997b, 2008b). Die dabei abgedeckten thematischen Bereiche sind sehr breit. Für GD relevant ist zunächst die Lektüre des zeitgenössischen literatur- und kulturkritischen Schrifttums besonders aus Frankreich (z. B. Albert 1885, Bérard-Varagnac 1887, Bourget 1883–1886, Brandes 1887a–b, Brunetière 1884b u. 1887, Desprez 1884, Faguet 1887 u. o. J., Foucher 1873, Goncourt 1887–1888, Lemaître 1886a–b u. 1887, Scherer 1885, zu Wagner Nohl o. J., zu Goethe Hehn 1887) und eigentlich literarischer Texte (z. B. Dostoïevsky 1886a–c). Einen allgemeinen kulturhistorischen Horizont erschließen N. bereits bekannte Werke etwa von Burckhardt (1869, 1929–1931), Hellwald (1874–1884), Lecky (1873 u. 1879) und die Briefe von Galiani (1882) oder jüngst gelesene Bücher wie Gebhardt 1887 und Herrmann 1887. Es kommt dabei offenbar auch zu Re-Lektüren, beispielsweise von Werken wie Arnobius 1842 (zu Dionysos). Sodann rezipiert N. die zeitgenössische medizinisch-physiologische, psychologische und biologische Literatur (z. B. Féré 1887 u. 1888, Galton 1883, Höffding 1887, Joly 1883, Nägeli 1884, Richet 1884 u. 1887, Rolph 1884, Schneider o. J. u. 1882; zu N.s naturwissenschaftlichen Quellen siehe Brobjer 2004b, bes. 39–46; zu N.s spezifischen biologischen Lektüren Stiegler 2001); in den eigentlich philosophischen Debatten bezieht er sich sowohl auf ihm längst bekannte Werke wie Dühring 1865, Hartmann 1869, Lange 1866/1887, Liebmann 1880 u. 1882, Schmidt 1882, Schopenhauer 1873–1874 und Teichmüller 1882, als auch auf neue Lektüren wie Brochard 1887, Froude 1887, Guyau 1887, Mach 1886 und Roberty 1887. Im religions- und theologieschichtlichen Bereich sind die Lektüren ebenfalls vielfältig: zu Renan 1867 kommen insbesondere Jacolliot 1876 und Wellhausen 1883, 1884 u. 1887 hinzu. Schließlich ist zu berücksichtigen, dass N. trotz anderslautender Versicherungen („ich ungebildeter Mensch, der keine ‚Journale‘ liest!“ – an Overbeck, 23. 02. 1887, KSB 8, Nr. 804, S. 27, Z. 17 f.) auch regelmäßig Tageszeitungen wie das *Journal des Débats* und Zeitschriften wie die *Revue des deux mondes* zur Kenntnis genommen hat (vgl. auch seine Äußerungen gegenüber Strindberg, 18. 12. 1888, KSB 8, Nr. 1199, S. 539, Z. 40 f.: „Zuletzt lese ich seit Jahren nur noch das Journal des débats.“).

4 Konzeption und Struktur

GD ist ein Text, der durch seine chamäleonhafte Vielgestaltigkeit sowohl in formaler als auch in inhaltlicher Hinsicht die Leser herausfordert. Formal erprobt N. alle möglichen Textgattungen: von Epigramm und Sentenz zum Aphorismus (als dessen Meister er sich rühmt, vgl. NK 153, 7–13 u. 154, 12–19), von der Abhandlung zum Essay, von der Erzählung zum Kurzdrama, vom autobiographischen Bericht zum Prosagedicht. Auch die Stilhöhen werden vielfach variiert und abgeschattet; vom *genus humile* über das *genus medium* bis hin zum *genus sublime* ist alles vertreten: „in Anbetracht, dass die Vielheit innerer Zustände bei mir ausserordentlich ist, giebt es bei mir viele Möglichkeiten des Stils — die vielfachste Kunst des Stils überhaupt, über die je ein Mensch verfügt hat“ (EH Warum ich so gute Bücher schreibe 4, KSA 6, 304, 8–12).

GD verzichtet auf eine eindeutige philosophische Lehre, zu der man sich als Leser entweder negativ oder affirmativ verhalten und damit in ein klares Verhältnis zum Text und zu seinem Verfasser treten könnte. Vielmehr wird der Leser ständig mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Es gibt keinen durchgehenden roten Faden, der dem Leser Erholung gestattet, sondern allenfalls Motivgruppen, die eine gewisse Orientierung erlauben. Immerhin meinen manche Interpreten, die Gesamtanlage von GD entspreche der klassischen Sonatenform (Gillespie 1988, 120). Mit dem Leser wird in GD so umgegangen, als ob er ein Versuchstier wäre: GD lässt sich als ein Experiment am Leser begreifen, wie er denn auf bestimmte Reize reagiert, wie „hohl“ er klingt (vgl. GD Vorwort, KSA 6, 57, 23) und wie er sich als Resonanzkörper ausnimmt, wenn man ihn mit der Stimmgabel traktiert (vgl. GD Vorwort, KSA 6, 58, 12). Insofern lebt der Text von der durch Überraschung ständig erneuerten Provokationskraft, die den Leser zu fortwährender Neubestimmung seines Standpunktes zwingt.

Die Schrift umfasst — neben Vorwort und einem aus dem dritten Teil von *Also sprach Zarathustra* zitierten Passus am Schluss unter der Überschrift „Der Hammer redet“ — zehn nicht durchnummerierte Kapitel von unterschiedlicher Länge und Machart. Das erste Kapitel „Sprüche und Pfeile“ ist eine Sammlung von 44 sehr kurzen, an die französische Moralistik erinnernden Sentenzen. Thematisch decken sie ein weites Spektrum ab und zielen auf äußerste Zuspitzung. Mit der Reflexion auf Psychologie und ihre moralzersetzende Dimension beginnt bereits der erste Spruch.

Demgegenüber hat das zweite Kapitel „Das Problem des Sokrates“ Abhandlungscharakter. Es erneuert die schon in der *Geburt der Tragödie* artikulierte Sokrates-Kritik. Sokrates erscheint als ein Repräsentant nicht nur des „Pöbels“,

sondern auch der *décadence*, des physiologischen Niedergangs, dessen „Instinkte in Anarchie“ gewesen seien. Daher hätten sich die Philosophen – mit Hilfe von Vernunft und Dialektik – fortan auf die Bekämpfung der Instinkte verlegt, anstatt wie im aufsteigenden Leben Instinkt mit Glück zu identifizieren. *Décadence* erweist sich als ein Hauptthema von GD.

Im dritten Kapitel „Die ‚Vernunft‘ in der Philosophie“ wird diese Vernunftkritik verallgemeinert und radikalisiert. Die Philosophen, so N., leiden an einem „Mangel an historischem Sinn“ (GD Die „Vernunft“ in der Philosophie 1, KSA 6, 74, 4), was zugleich bedeutet, dass sie das Werden und die Sinnlichkeit negieren wollen. Überdies setzen sie „die allgemeinsten, die leersten Begriffe, den letzten Rauch der verdunstenden Realität an den Anfang als Anfang“ (GD Die „Vernunft“ in der Philosophie 4, KSA 6, 76, 17 f.). So werde das Irrealste, nämlich das bloß Begriffliche zur eigentlichen Realität hypostasiert. Zugleich zeigt N. die erhebliche Verführungs- und Täuschungskraft der Sprache auf: Sie verleite die Menschen zu Vernunft-Irrtümern, indem sie das wirkliche Vorhandensein von Begriffen wie Ich, Sein oder Wille als Vermögen suggeriere. Aber es gebe diese doch wohl nur als Sprachprodukte. Auch Gott würden wir womöglich nicht los, weil wir noch dem Glauben an die Grammatik verfallen seien. Die vorangegangenen Kapitel hatten sich der Psychologie und Physiologie zum Aushorchen der Götzen bedient. Hier hingegen ist die Sprachkritik das Werkzeug.

Das vierte Kapitel „Wie die ‚wahre Welt‘ endlich zur Fabel wurde“ verdichtet die aus Sprach- und Vernunft-Kritik gewonnene Einsicht in einer thesenartig verknüpften Erzählung: Platon tritt da als Erfinder einer wahren geistigen Welt jenseits der bloß „scheinbaren“ sinnlichen Welt auf. Diese „wahre Welt“ durchläuft dann einen Prozess der Christianisierung und Kantianisierung, bevor sie schließlich als überflüssig abgetan werden kann.

Das fünfte Kapitel „Moral als Widernatur“ nimmt den Kampf mit einer Moral auf, die Leidenschaften und Begierden, überhaupt die Sinnlichkeit unterdrücke. Vielmehr müsse jede „gesunde Moral“ (GD Moral als Widernatur 4, KSA 6, 85, 17) von einem „Instinkte des Lebens“ (85, 24) bestimmt werden, während Moral bislang der „Verurtheilung dieser Instinkte“ (85, 25) gedient habe. Diese Verurteilung habe dem Interesse kranken Lebens, dem Priestertypus gehorcht.

Das sechste, „Die vier grossen Irrthümer“ betitelte Kapitel betont, der „Irrthum der Verwechslung von Ursache und Folge“ (GD Die vier grossen Irrthümer 1, KSA 6, 88, 3) sei in Moral und Religion direkt sichtbar. Der „Irrthum einer falschen Ursächlichkeit“ (GD Die vier grossen Irrthümer 3, KSA 6, 90, 13) besteht nach N. darin, nicht zu wissen, was eigentlich eine Ursache sei, und eine solche beispielsweise in „inneren Thatsachen“

(90, 26) zu finden. Gemäß dem „Irrthum der imaginären Ursachen“ (GD Die vier grossen Irrthümer 4, KSA 6, 92, 2) werde eine Ursache erdacht, wenn gerade keine zur Hand ist – dies geschehe in der Sinnesphysiologie ebenso wie in Religion und Moral. Der „Irrthum vom freien Willen“ (GD Die vier grossen Irrthümer 7, KSA 6, 95, 10) vervollständigt die Reihe der Irrtümer, bevor das Kapitel in ein atheistisches Manifest mündet: „Der Begriff ‚Gott‘ war bisher der grösste Einwand gegen das Dasein... Wir leugnen Gott, wir leugnen die Verantwortlichkeit in Gott: damit erst erlösen wir die Welt. –“ (GD Die vier grossen Irrthümer 8, KSA 6, 97, 5–8).

Der aggressive Ton wird im siebten Kapitel „Die ‚Verbesserer‘ der Menschheit“ zunächst gemildert. Das Trachten der Moral, die Menschen zu „verbessern“ (GD Die „Verbesserer“ der Menschheit 2, KSA 6, 99, 2), könne sowohl die Gestalt der „Zähmung der Bestie Mensch“ (99, 5 f.) als auch der „Züchtung einer bestimmten Gattung Mensch“ (99, 6) annehmen. Das klassische Beispiel einer Zählung durch Schwächung gibt das Christentum, während das *Gesetzbuch des Manu* mit seiner rigiden Kastenordnung als Züchtungsprogramm gelesen wird.

Die „ewige[n] Götzen“ (GD Vorwort, KSA 6, 58, 11) treten im achten Kapitel hinter der politisch-kulturellen Gegenwartsdiagnose zurück: Das Kapitel „Was den Deutschen abgeht“ variiert die aus N.s früheren Schriften geläufigen Invektiven gegen den Niedergang der Kultur in Deutschland.

Das neunte Kapitel, die „Streifzüge eines Unzeitgemässen“, versammelt 51 teilweise formelhaft verkürzte Betrachtungen zu verschiedenen Gegenständen. Hier ist die stilistische Nähe zu N.s Aphorismenbüchern aus den frühen achtziger Jahren am ehesten greifbar. Schroffe literaturkritische Urteile über europäische Geister von Seneca bis John Stuart Mill, von Jean-Jacques Rousseau bis George Sand gehen Überlegungen zur Künstlerpsychologie, zum Schönen, zum Gegensatz von Apollinisch und Dionysisch oder zum intellektuellen Gewissen voraus. Arthur Schopenhauer, der „Naturwerth des Egoismus“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 33, KSA 6, 131, 26) und die Nähe von Anarchismus und Christentum werden ebenso behandelt. Jenseits aller „liberalen Institutionen“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 38, KSA 6, 139, 9) will N. einen „Begriff von Freiheit“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 38, KSA 6, 139 f.) entwickeln – „als Etwas, das man hat und nicht hat, das man will, das man erobert...“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 38, KSA 6, 140, 23 f.) Goethe ist mit seiner „Natürlichkeit der Renaissance“ (GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 49, KSA 6, 151, 7) in der Genie-Ästhetik der letzten Abschnitte eine paradigmatische Lichtgestalt, die nur noch von N.s eigenem Ich überstrahlt wird.

Das zehnte, später eingefügte Kapitel „Was ich den Alten verdanke“ wählt scheinbar eine autobiographische Thematik, aber will doch vor allem zeigen,

dass die „Umwerthung aller Werthe“ seit der *Geburt der Tragödie* (vgl. GD Was ich den Alten verdanke 5, KSA 6, 160, 25 f.) N.s bestimmendes Lebensmotiv darstellt. Der Markierung dieser „Wiederkunft“ eines Lebensthemas dient auch der Schlusssatz des Kapitels, in dem sich das Ich als „Lehrer der ewigen Wiederkunft“ (GD Was ich den Alten verdanke 5, KSA 6, 160, 29 f.) bekennt: Die „ewige Wiederkunft des Gleichen“ als ontologische oder als ethische ‚Lehre‘ kommt in GD ansonsten nicht vor und spielt im publizierten oder zur Publikation fertiggestellten Spätwerk N.s ohnehin nur noch eine marginale Rolle. „Was ich den Alten verdanke“ betont die Prägung durch den römischen Stil (Sallust und Horaz), während das sich sonst doch so graecophil gebende Ich nun „[d]en Griechen [...] durchaus keine verwandt starken Eindrücke“ (GD Was ich den Alten verdanke 5, KSA 6, 155, 10 f.) zu verdanken haben will: Vielmehr wird die Fremdheit des ursprünglichen Griechentums herausgearbeitet und gegen den „präexistent-christlich[en]“ (GD Was ich den Alten verdanke 5, KSA 6, 155, 29 f.) Platon profiliert. Dagegen helfe Thukydides. Abschließend kommt N. auf das Dionysische zu sprechen. „Damit es die ewige Lust des Schaffens giebt, damit der Wille zum Leben sich ewig selbst bejaht, muss es auch ewig die ‚Qual der Gebälerin‘ geben...“ (GD Was ich den Alten verdanke 5, KSA 6, 159, 27–30).

In der ursprünglichen Anlage des Textes standen die beiden Aphorismensammlungen „Sprüche und Pfeile“ und „Streifzüge eines Unzeitgemässen“ am Anfang bzw. am Ende des Buches, bildeten also einen Rahmen. Die Sentenzen-sammlung zu Beginn diente dem Spannungsaufbau, dann die längeren Aphorismen in den „Streifzügen“, die viel Zeitgemäßes unzeitgemäß perspektivieren, am Ende der allmählichen Abspannung. Im Oktober 1888, als N. sich entschloss, *Ecce homo* zu schreiben, fügte er GD noch das Kapitel „Was ich den Alten verdanke“ hinzu, das im Nachlassheft W II 9c eigentlich für eine kleine Selbstdarstellung bestimmt war. Die Einheit der Rahmung von GD durch Aphorismen-Sammlungen wurde durch diese Hinzufügung zerbrochen. Dafür verspricht das Kapitel „Was ich den Alten verdanke“ autobiographische Auskünfte. Diese Erweiterung des Genre-Repertoires unterstreicht den Eindruck einer „vollkommenen Gesamt-Einführung“: Der Leser von GD bekommt nicht nur einen Streifzug durch N.s Denken geboten, sondern eben auch durch seine Stil- und Schreiblandschaften.

GD ist kein homogener Text. Stattdessen werden darin sehr heterogene Texttypen erprobt. Man könnte argumentieren, dies sei ein Beispiel für *décadence*-Schreiben (vgl. Stern 2009, 107) — nämlich für *décadence* als Fehlen formaler und inhaltlicher Einheit — womit N. das, was er zu bekämpfen vorgibt, in seinem eigenen Schreiben vorführe, während er im *Antichrist* qua „Umwerthung aller Werthe“ die formale und inhaltliche Einheit anstrebe und

also die *décadence* an sich selbst überwinde. Die historischen Exkurse von GD, ob sie die Griechen, Manu, das Römische Reich oder die Deutschen betreffen, zeigen stets vergleichbare Verfallsbewegungen: Trotz autoritärer Ursprungsstrukturen und trotz Menschen-Domestizierung mit gewaltsamen Mitteln ereignet sich in N.s Geschichtserzählungen gesellschaftliche Disgregation. Mit ihr treten Figuren wie Sokrates, die Tschandala oder die Christen, kurzum *décadents* auf. Es gibt offenbar, ungeachtet der unterschiedlichen Umstände, eine gewisse Zwangsläufigkeit dieses Niedergangs — obwohl N. in einem Anti-*décadence*-Crescendo gerade die Tatkraft seiner Leser gegen den Verfall mobilisieren zu wollen scheint.

N. verweigert sich mit den ständigen Brüchen im Text von GD, den steten Wechseln im Duktus, in der Sprachmelodie und in der Stimmung, jeder Art des festlegenden Sprechens, wie es nach GD Die „Vernunft“ in der Philosophie 1 (74, 2–75, 8) gerade für die Philosophen bisher charakteristisch war. Ein Philosophieren, das das Werden privilegiert, kann allenfalls durch Setzungen, die immer durch entgegenstehende Setzungen konterkariert werden, seinen angemessenen Ausdruck finden. Auch im Blick auf die fundamentale Sprachkritik, die insbesondere in GD Die „Vernunft“ in der Philosophie 5 (77, 1–78, 13) und in GD Streifzüge eines Unzeitgemässen 26 (128, 20–28) artikuliert wird (wo die Struktur von Sprache dafür verantwortlich gemacht wird, dass wir in bestimmten Kategorien denken, die vielleicht keinen Anhalt in der Realität haben), gilt dieser Selbstaufhebungszwang: Sprachkritik kann sich nur sprachlich äußern; daher muss Sprache in GD alle Setzungen immer wieder suspendieren, um auf die Möglichkeit einer Wirklichkeit jenseits der sprachlichen Denkwänge aufmerksam zu machen.

In GD fungiert das aufstrebende, sich selbst bejahende Leben als Kriterium aller Urteile über Niedergang und Nihilismus. Damit scheint „Leben“ bloß an die Stelle des Guten in herkömmlichen moralischen Urteilen zu treten. Man könnte argumentieren, N. reproduziere trotz seiner vehementen Moralkritik mit seinen am Maßstab des Lebens ausgerichteten Urteilen die Struktur moralischen Urteilens. Daran würde sich die Frage knüpfen, ob er dies *faute de mieux* oder im Zuge einer besonders listigen Selbstneutralisierung des moralischen Urteilens durch Moral tue. Jedenfalls bestimmt der moralgenealogische Gedanke als Voraussetzung des Umwertungsunternehmens auch GD.

5 Stellenwert von *Götzen-Dämmerung* in N.s Schaffen

GD stand lange im Schatten anderer Werke N.s — insbesondere, solange man an ein irgendwie im Nachlass verborgenes Hauptwerk „Der Wille zur Macht“

oder „Die Umwerthung aller Werthe“ glaubte. N. definierte sein eigenes Werk im Hinblick auf dieses noch ausstehende Hauptwerk ja tatsächlich als zwar präparatorische und sehr gewichtige, aber doch zweitrangige Schrift. N. hat seit 1884 intensiv an einem immer wieder umgestalteten Hauptwerk geschrieben, es immer wieder in seinen publizierten Werken angekündigt und in seinem Nachlass vorbereitet (vgl. Brobjer 2006). Seine Pläne für ein Hauptwerk hat er ständig verändert, pluralisiert, neu gefasst und verworfen. Fortlaufend haben sich solche Pläne in bestimmten Werken konkretisiert, während das sogenannte Hauptwerk immer wieder in die Zukunft verschoben wurde, vielleicht, um so sowohl beim Leser wie beim Autor die intellektuelle Anspannung aufrecht zu erhalten. Daher lassen sich die meisten Spätschriften N.s als Spalt- und Verfallsprodukte von Hauptwerkplänen verstehen, was freilich ihrer Bedeutung keinen Abbruch tut, sondern sie eher noch unterstreicht. Es ist kein sinnvolles Unterfangen, aus dem Nachlass ein Hauptwerk rekonstruieren zu wollen.

GD selbst ist zentral in N.s Œuvre, weil diese Schrift N.s spätes Denken kompendienhaft komprimiert und protreptisch eine Synthese sowie einen souveränen Überblick über N.s Denk- und Schreibformen bietet. Der darin angelegte Verzicht auf ‚Hauptlehren‘ ist kein Unvermögen, sondern eher Programm. In GD Die vier grossen Irrthümer 5 heißt es zur psychologischen Erklärung der Erfindung imaginärer Ursachen: „Das Neue, das Unerlebte, das Fremde wird als Ursache ausgeschlossen“ (KSA 6, 93, 20 f.). Dies ließe sich ummünzen auf die Lektüreerfahrung, die man mit GD machen kann: Die Schrift bietet Fremdes, Unerlebtes – eine permanente Irritation. Der Text ist so gebaut, dass er der Variabilität der Wirklichkeit möglichst gerecht wird. Zugleich ist seine auto-deiktische Funktion nicht zu verkennen – N. will sich selbst veröffentlichen; alle seine Publikationen von 1888 haben das Ziel, Aufmerksamkeit zu erregen (dazu ausführlich Müller 2009). Hierbei oszilliert er zwischen den Leitmetaphern des Krieges und des Müßiggangs, um eine äußerste Spannung zwischen halkyonischer Gelassenheit und aggressiver Militanz zu erzeugen. Auch die Wahl der Satzzeichen bis hin zu den „Gänsefüßchen“ (vgl. Bourquin 2009) und die Typographie (vgl. zu früheren Schriften N.s Simson 1995) unterstreichen diese Tendenz zur Nichtfestlegung, mit der sich N. in eine bewusst skeptische Tradition stellt (vgl. Sommer 2006b).

6 Zur Wirkungsgeschichte

Die ungemein weitreichende N.-Rezeption ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich weniger auf einzelne Werke bezieht – vielleicht mit Ausnahme von

Also sprach Zarathustra und der *Geburt der Tragödie* sowie der Anti-Wagner-Schriften von 1888 –, als auf Schlagworte und Stimmungen. Daher wird N. in Anspielung auf GD gerne als Götzenzertrümmerer gesehen, man bemüht seine „blonde Bestie“ (vgl. NK 99, 17–32) oder zitiert markige Sprüche aus dem Werk und passt sie der jeweiligen Lektüresituation an (vgl. z. B. NK 60, 8 f.). Die Rezeption eines Einzelwerkes wie GD ist jedoch kaum abzugrenzen von der Gesamtrezeption des Phänomens N. Auffällig ist vor allem, wie stark die Rezeption von GD entgegen den in NK ÜK GD 4 dargelegten Textstrategien das Werk auf bestimmte Doktrinen wie etwa die „ewige Wiederkunft“ (vgl. NK 160, 29 f.) festlegte und damit verkürzte. Der häufig apodiktische Ton in GD dürfte solche Rezeptionen begünstigt haben.

Die erste öffentliche Wahrnehmung des gedruckten Werkes stand Anfang 1889 unter dem Eindruck von N.s geistigem Zusammenbruch. So heißt es in einem Brief von Joseph Viktor Widmann an Carl Spitteler vom 20. Januar 1889, N. sei „einer der seltenen“, „die man verteidigen muß gegen den geistigen Pöbel, der die Übermacht der Mehrheit besitzt. Aber andererseits kann ein solcher Mann doch auch nicht klanglos in den Orkus geworfen werden zu den auf immer Toten, von denen niemand weiß, wie sie weggekommen sind. Dies um so weniger, als soeben von ihm wieder ein neues Buch herausgekommen ist, das auch mir gestern zugeht: Götzendämmerung. In demselben stehen die wunderbarsten Gedanken voll Wahrheit und Kraft neben den albernsten Einfällen [...]. Je mehr ich in Nietzsches neuem Buche lese und je mehr ich mir vorstelle, welche Genugtuung speziell die Basler Mucker und Bourgeois und just-milieu-Leute über diesen Fall [sc. die Umnachtung] empfinden müssen, desto mehr erkenne ich das Ereignis für ein eigentliches Unglück an, das uns alle betroffen hat [...]. Daß Nietzsche gerade in der Christenstadt Basel wahnsinnig untergebracht sein muß, nachdem sein letztes Buch das Christentum mit so wildem echtem Naturhaß angegriffen!“ (Zitiert nach Kr I, 161) N.s Freund Franz Overbeck, dem sich die Frage stellte, was aus N.s Hinterlassenschaft nun in welcher Form zu publizieren sei, schreibt am 22. Januar 1889 an Erwin Rohde, GD zeige „keine Spur von Wahnsinn, höchstens bei ein paar Stellen den drohenden Grössenwahn, sonst gewaltsam wie immer, aber von Geist funkelnd und Alles lucid, wunderbar lucid, und straff auf das Ziel, dem der Verf. zusteuert, gerichtet“ (Overbeck / Rohde 1990, 133). Rohde ist in seiner Antwort vom 24. Januar 1889 viel skeptischer: „wollen Sie wirklich seine so zu s(agen) posthuma herausgeben? mir macht der Gedanke schon ein Grausen. Nun gar der fratzenhafte Titel ‚Götzen-Dämmerung‘!“ (Ebd., 135) In Overbecks Brief an Heinrich Köselitz vom 27. Januar 1889 heißt es: „Sie sagen nichts von der Götzendämmerung? Soll ich das dahin verstehen, dass sie sofort in die Welt ausgehen soll? Hiergegen hätte ich nun, nachdem ich sie gelesen, nichts. Denn wenn

ich auch persönlich N. z. B. in der Genealogie der Moral lieber lese als in seinen ‚Erholungen‘, so sehe ich doch nicht ein was selbst bei der ausserordentlichen Ungunst des Augenblicks diesem wahrhaft erstaunlichen Füllhorn von Geist und Einsicht, da es bis aufs Letzte bereit ist sich auszuschütten, hiergegen in *entscheidender* Weise im Wege stehen soll. Tritt doch diese Schrift nirgends aus dem *bisherigen* Rahmen der N'schen Litteratur heraus und ruft auch keinen anderen Leser an als die bisher von ihm erworbenen.“ (Overbeck / Köselitz 1998, 221).

Immerhin stieg Gustav Naumann zufolge mit der Publikation von GD auch der Absatz von JGB und GM „sprungweise“ (zitiert nach Hoffmann 1991, 564). Zu den Lesern, die N. durch GD kennenlernen, zählt etwa der Dichter Detlev von Liliencron (1844–1909), der sich brieflich schon früh begeistert zeigte – wie es scheint, besonders über die Wortspiele (vgl. Kr I, 163) –, aber auch der Kunsthistoriker Wilhelm Uhde (1874–1947) und der Schriftsteller Heinrich Ernst Wachler (1871–1945) (vgl. Kr I, 164 f.).

Das Spektrum der zeitgenössischen Rezensionen reichte – im einzelnen in Kr I nachzulesen – von Hohn und Ablehnung bis zu vorbehaltloser Begeisterung. Auch Joseph Viktor Widmann reiht sich in seiner Besprechung im *Berner Bund* vom 7. März 1889 (Kr I, 168) in die Gruppe der zustimmenden Rezensenten ein, obwohl er selbst in GD nicht gerade freundlich behandelt worden war (vgl. NK 136, 17–21). Die Kritiker zeigen sich zunehmend bereit, N.s Selbstcharakterisierungen für bare Münze zu nehmen und seine Metaphorik weiterzuspinnen. In einer Anzeige der GD von Fritz Hammer heißt es z. B.: „Die Nietzscheschen Schriften folgen jetzt Schlag auf Schlag nacheinander, wie bei einem großen, schönen Gewitter die Donnerschläge – Nietzsche ist ein solches Gewitter am dumpfen europäischen Kulturhimmel“ (zitiert nach Kr I, 169). An der frühen Rezeption von GD lassen sich alle Anzeichen des N.-Kultes ablesen, der sich in den neunziger Jahren entwickelte (vgl. Aschheim 2000, 17–50, ferner Cancik 1987 u. Thomas 1983) und jene Exaltation adaptierte, die N.s Spätschriften eigen war. Die spezifische Gestalt von GD verlor sich im allgemeinen Nietzscheanismus.

In der jüngeren Forschung genießen die Schriften des Jahres 1888, unter ihnen GD, einen zweifelhaften Ruf: Zu viel scheint N. in seinem letzten Schaffensjahr gewollt zu haben, als dass er sich, so Giorgio Colli in seinem Nachwort zur KSA, für die Komposition seiner Schriften „das architektonische Gefühl“ (KSA 6, 449) bewahrt hätte. Die Exaltation – mag sie nun pathologisch bedingt oder rhetorische Strategie sein –, die viele Leser um die Jahrhundertwende anzog, wirkt heute eher befremdend. Dank der Vielgestaltigkeit und Zentrumslosigkeit des Textes scheinen freilich vielfältigste Interpretationen möglich.